Thorner Zeitung

Begründet anno 1760

Ostdeutsche Zeitung und General-Anzeiger

Erscheint täglich. Bezugspreis vierteljährlich bei Abholung von der Geschäfts- oder den Ausgabestellen in Thorn, Mocker und Podgorz 1,80 M., durch Boten frei ins Haus gebracht 2,25 M., bei allen Postanst. 2 M., durch Briefträger 2,42 M.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Seglerstraße 11. Telegr.-Adr.: Ostdeutsche. — Fernsprecher: Nr. 46. Verantwortlicher Schriftleiter: August Schacht in Thorn. Druck und Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung G. m. b. H., Thorn.

Anzeigenpreis: Die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pf. Reklamen die Petitzeile 30 Pf. Anzeigen-Annahme für die abends erscheinende Nummer bis spätestens 2 Uhr nachmittags in der Geschäftsstelle.

Nr. 171. Sonntag, 23. Juli Zweites Blatt. 1905.



Thorn, 22. Juli.

Wochenrundschau.

Verkehrsfragen mancherlei Art kamen am Mittwoch in der Stadtverordnetenversammlung zur Sprache, als es sich darum handelte, der Straßenbahngesellschaft die Genehmigung zur Errichtnng neuer Strecken zu erteilen. Aber ein entsagungsvoller Ton ging durch die Debatten, der noch verstärkt wurde die wiederholte Äußerung des Magistratsdirigenten, daß der Gesellschaft gegenüber nur Wünsche geäußert werden könnten, daß es aber sehr fraglich sei, ob die Gesellschaft diese erfüllen werde. Es wurde auch vom mangelnden Entgegenkommen der Gesellschaft gesprochen und endlich einmal öffentlich festgestellt, was lange bekannt war. Vor der Konzessionserteilung sind die Gesellschaften, die städtische Straßen für ihre Zwecke benutzen wollen, in der Regel nachgiebig und bescheiden, nachher setzen sie sich aufs hohe Pferd. So scheint es auch mit der hiesigen Elektrizitäts- und Straßenbahngesellschaft zu sein, denn über das mangelnde Entgegenkommen gegen Wünsche und Beschwerden wurde schon lange geklagt, und die Bescheide der Gesellschaft waren im Tone überzeugter Selbstherrlichkeit gehalten. Es ist bedauerlich, daß die finanzielle Lage der Stadt Thorn nicht eine derartige war, daß sie selbst ein Elektrizitätswerk errichten und Straßenbahnen einführen konnte. Das Beispiel, daß die konzessionierten Linien in andern Städten, besonders in Berlin, gaben, hätte die Stadtväter nachdenklich machen sollen. Wenn man dann auch vorerst die Erbauung eines städtischen Elektrizitätswerkes hätte hinausschieben müssen, so wäre man doch früher in den Genuß der Erträgnisse gelangt, als jetzt, wo erst die Konzession der Straßenbahn abgelaufen sein muß, ehe die Stadt Eigentümerin der Anlagen wird. Gerade bei Unternehmungen, die wie das Elektrizitätswerk den städtischen Gaswerken Konkurrenz machen, sollten die Stadtverwaltungen die Errichtung auf Gemeindekosten stets vorziehen, die Anlagekosten werden durch Anleihen, deren Verzinsung eine Kleinigkeit ist, leicht aufgebracht werden können.

In der vorgenannten Sitzung der Stadtverordnetenversammlung kam zum Ausdruck, daß durch die Anlage der Schleife Bismarcksäule-Ulanenstraße-Schulstraße die Anwohner der Schulstraße in Zukunft nur eine indirekte Verbindung über diese Schleife hätten. Aber wozu denn? Könnten nicht die Wagen abwechselnd durch die Brombergerstr.-Schulstr.-Mellienstr.-Ulanenstr. und Brombergerstr.-Ulanenstr.-Mellienstr.-Schulstr. fahren? Dann wäre beiden Teilen geholfen. Diejenigen, die Zeit haben, werden auf einen passenden Wagen nicht zu warten nötig haben, die Fahrgäste, die einen direkten Wagen benutzen wollen, werden dann auch 7½ Minuten warten. Es wäre zu wünschen, wenn die Direktion der Straßenbahn dieser Anregung näher tritt. Bei der Beratung der Projekte machte sich allseitig das anerkennenswerte Streben geltend, der Neustadt zu helfen, da sie durch die Walldurchbrüche viel an Verkehr verlieren wird. Es liegt klar auf der Hand, daß die Bewohner von Mocker und der Kulmer Vorstadt, die im Durchbruch einen bequemen Abkürzungsweg haben, nun auch von dort in die Altstadt gehen. Deshalb sind auch wir der Meinung, daß die Straßenbahn-Verbindung durch die Gerechtestraße nach dem neustädtischen Markt baldigst in Angriff genommen werden muß. Aber noch eins! Wir würden es für zweckmäßig halten, wenn an der Graudenzerstraße bei der Abzweigung der Linie nach Mocker ein Abzweigungsgleis nach der Culmer Chaussee gelegt würde. Dann könnten die Wagen vom Bahnhof bezw. Neustädt. Markt wechselweise nach Mocker und nach der Culmer Vorstadt fahren und den Bewohnern der Neustadt bezw. denen der Culmer Vorstadt wäre Gelegenheit gegeben, direkt miteinander in Verkehr zu treten. Wenn jetzt die Wagen von der Culmer Vorstadt nur auf dem altstädtischen Markt enden, wird der gesamte Verkehr von dort in die Altstadt gelenkt, während er sich sonst teilen würde. Es bliebe dann jedem Fahrgast unbenommen nach der Altstadt oder der Neustadt zu fahren. Wir schlagen also vor, folgende Linien auszubauen: 1. Altstädt. Markt—Culmer Vorstadt, 2. Neustädt. Markt—Mocker, 3. Altstädt. Markt—Mocker, 4. Neustädt. Markt—Culmer Vorstadt, von welchen sich je zwei und zwei in ihren Fahrzeiten ergänzen könnten. Aus Leserkreisen wurde uns ferner noch der Wunsch unterbreitet, wir möchten anregen, daß eine Abzweigung nach dem Kirchhof geschaffen wird. So wünschenswert auch eine solche Verbindung ist, so mußte diese doch zur Grundbedingung unserer Meinung nach die Einführung von Umsteigebillets haben. Ob die Straßenbahnverwaltung sich aber zur Einführung solcher überhaupt verstehen wird, muß der Zukunft anheim gestellt werden.

— **Unter dem Namen „Sterilisol"** wird ein Konservierungsmittet mit dem ausdrücklichen Hinweis in den Handel gebracht, daß es unbeanstandet Verwendung finden könne und in gesundheitlicher Beziehung völlig einwandfrei sei. Der Berliner Polizeipräsident warnt vor der Benutzung dieses Mittels mit der Begründung, daß die im chemischen Laboratorium des Kaiserlichen Gesundheitsamts ausgeführten Untersuchungen in dem Präparat das Vorhandensein von etwa 2½ Proz. Formaldehyd ergeben haben. Nach einem Gutachten der Königl. Deputation für das Medizinalwesen sind aber sowohl das Formalin als auch alle Zubereitungen, welche diesen Stoff enthalten, als gesundheitlich bedenkliche Konservierungsmittel für Nahrungs- und Genußmittel anzusehen.

— **Baumschulbetriebe** sind nach einem Urteil des Königlichen Oberverwaltungsgerichts insoweit steuerfrei, als der eigenen Baumschulbetrieb in Frage kommt. Ist mit diesem Betrieb ein Handelsgewerbe oder eine kaufmännische Einrichtung zum Vertrieb fremder Produkte verbunden, dann ist dieser Teil des Betriebes steuerpflichtig und muß nach Abschätzung des Ertrages aus dem gewerbesteuerpflichtigen Zweige usw. entrichtet werden.

Das erste Telegramm nach Island.

Dem „Berl. Tagebl." wird von seinem Kopenhagener Korrespondenten geschrieben: Der 29. Juni 1905 war für die ferne Sageninsel Island von hoher kulturgeschichtlicher Bedeutung: in Extrablättern gaben die Zeitungen der Hauptstadt Reykjavik den erstaunten Inselbewohnern Kunde von den ersten Telegrammen, die jemals auf der Insel empfangen wurden, zwei Marconi-Telegrammen oder, wie die Isländer sich recht bezeichnend ausdrücken, „Marconi-Luftschüssen".

Der Plan, Island mit Europa telegraphisch zu verbinden, ist alt, da man auf der Insel sowohl wie im Mutterlande Dänemark den großen Mangel einer solchen Verbindung empfand. Es liegt etwas fast Komisches darin, in unserer Zeit der Elektrizität auch die wichtigsten Nachrichten von Island, einer hochkultivierten Insel mit immerhin etwa 80 000 rührigen Bewohnern, aus Schreibebriefen zu erfahren, die Wochen gebrauchen, um mit einem Schiff die dänische Hauptstadt zu erreichen. Und europäische Begebenheiten erregten auf Island Sensation, wenn sie hier fast vergessen waren. Diese umständliche Verbindung zeitigte manche komische Situation, die den Nachteil der Abgelegenheit deutlich illustriert. So feierte man auf Island seinerzeit am ursprünglich festgesetzten Tage die Krönung König Eduards von England unter zufälliger Anwesenheit einiger englischer Schiffe; die Offiziere der britischen Fahrzeuge vereinigten sich mit den Kameraden der dänischen Wachtschiffe und den Behörden der Insel zu einem feierlichen Mahle — nicht ahnend, daß die Krönungsfeier verschoben war! Vor allen Dingen aber führte die unzulängliche Nachrichtenverbindung allerlei wirtschaftliche Benachteiligungen mit sich, indem die isländische sehr bedeutende Fischerei regelmäßig zu spät von den Begebenheiten auf dem europäischen Markte erfuhr.

Die Kabelverbindung unterblieb bisher lediglich auf Grund der sehr bedeutenden Kosten, und nachdem andere europäische Länder eine Beteiligung abgelehnt hatten; außer Dänemark war nur Schweden bereit beizusteuern. England und Deutschland dagegen, die an einer Kabelverbindung mit Island sowohl ökonomisch wie wissenschaftlich interessiert sein müßten, sollen sich früher einer Anfrage gegenüber merkwürdigerweise vollständig unverstehend gestellt haben. Endlich aber ordneten Dänemark und Island die Angelegenheit allein und schlossen mit der bekannten Großen Nordischen Telegraphengesellschaft in Kopenhagen einen Vertrag ab über die Legung eines Kabels zwischen den Shetlandsinseln über die Färöer und Island. Die Vorarbeiten sind bereits begonnen. Das isländische Althing aber, das Parlament der Insel, wird sich erst in diesen Tagen mit der Bewilligung der Mittel beschäftigen. Und es erscheint zur Zeit

---

Berliner Stimmungsbilder.

Von Paul Lindenberg.

(Nachdruck verboten.)

Das „tote Berlin." — Und die Gegensätze dazu. — Die innere Ruhe. — Was ist denn los? — Klubwesen und Klubmänner. — Allerhand Einzelheiten. — Spieler und Spielverluste. — Andere Weltstadtbilder. — 4½ Mark und 4½ Pfennig! — Zurückgewiesen! — Miß Duncan und die Berliner.

La cittá morte — die tote Stadt! Das ist nämlich jetzt Berlin oder soll es wenigstens sein! Wir aber, die wir hier übersommern, wir finden das durchaus nicht, im Gegenteil. Denn nie ist Berlin lebhafter, als in dieser allgemeinen Ferienzeit. Überall wird von früh bis spät gepocht und gekratzt, gehämmert und gegraben, an den Vorderseiten der Häuser schaukeln lange Gerüste, auf denen Putzer und Maurer hantieren, und unten auf der Straße ziehen sich tiefe Gräben hin, in denen Rohrleger und Gasarbeiter ihres Amtes walten. An anderen Stellen wieder brodelts und zischt es auf, wie in einer Hexenküche, die schweren Asphaltgerüche ziehen einem in die Nase, mit emsiger Hast wird das Straßenkleid Berlins ausgebessert und ergänzt, hier aufgerissen und dort zugeschüttet, tausende fleißiger Hände finden jetzt regsame Beschäftigung.

An derartige Äußerlichkeiten aber haben sich die Nerven der Weltstädter längst gewöhnt, und es muß schon sehr schlimm kommen, wenn sie über solch' öffentlichen Radau in Harnisch geraten. Nein, was uns, die Heimgebliebenen oder schon Zurückgekehrten, so erfreut und uns die verrufene sommerliche Stadt so lieb und vertraut macht, das ist die innere Ruhe Berlins. Endlich, endlich kann man 'mal über seine Stunden frei verfügen und gehört sich nach langen, stets von neuen Zerstreuungen und Verpflichtungen erfüllt gewesenen Monden selbst an. „Heut will ich tüchtig arbeiten —!" — wie selten geht während der anderen Jahreszeiten dieser schöne Vorsatz ohne etwelche unerwartete Störungen in Erfüllung. Das ist gegenwärtig anders. Man lauscht verwundert, wenn die Flurglocke schrillt, und man ist erstaunt, wenn der Fernsprecher bimmelt. Die guten Bekannten weilen fern der Spree und die auswärtigen Freunde, welche Berlin besuchen, vermuten einen nicht hier — so kann man sich seinen Tag recht con amore einteilen und genießt Berlin mit friedlichster und freudigster Behaglichkeit. Will man sich dabei noch einen ganz besonderen Genuß verschaffen, etwa wie 'ne Auster auf der Kaviarsemmel, so vergegenwärtigt man sich mit aller Lebhaftigkeit die zahllosen kleinen Leiden und Entbehrungen, denen die Ferienbummler draußen ausgesetzt sind und welche sie oft mit stiller, meist uneingestandener Sehnsucht erfüllen nach den guten Fleischtöpfen — dies in verschiedenster Beziehung gemeint! — daheim.

„Ja, aber in Berlin ist doch jetzt garnichts los?" — hört man wie mit bedauerndem Mitgefühl sagen. Na, das wär' eine schöne Großstadt, die in dieser Hinsicht pausierte! Anderthalb Millionen Menschen — denn so viele kribbeln auch jetzt noch in und um Berlin herum — sollten sich so ganz hübsch artig und still verhalten, nur weil für die Jöhren Schulschluß eingetreten ist und das Quecksilber im Thermometer waghalsige Kletterübungen macht? „Nischt zu wollen!" meint der Berliner oder fragt mit recht ironischem Beigeschmack: „Haben Sie Töne?" — Und an Tönen fehlts nicht, aus denen sich die weltstädtische Musik zusammensetzt, jene Musik, die eben mit dem Leben einer gewaltigen Stadt untrennbar verbunden ist, eine Musik, welche uns ihre Licht- und Schattenseiten getreu verkörpert. Und wenn wir auf die einzelnen Akkode hören, so finden wir, daß auch in den Hundtagsmonaten jene überwiegen, die nicht von gar zu reinem Klange sind — wie heißt's in dem alten Singsang einstiger Possenherrlichkeit: „Das ist das Berliner Leben, wie es weint und lacht", und mit guter Berechtigung ist das Weinen vorangestellt.

Sehr lachlustig dürfte es u. a. gewissen Mitgliedern gewisser vornehmer Klubs jetzt garnicht zu Mute sein. Scheint auch der ärgste Skandal vermieden zu werden, der durch Enthüllungen und Vernehmungen vor Gericht drohte, so ist doch schon zuviel in die Öffentlichkeit gesickert, als daß auch diesmal wieder der so oft angewandte Schleier der Nächstenliebe alles verhüllen könnte, zumal sich nun auch das Ministerium des Innern mit den jüngsten Vorkommnissen im „Klub von 1900" beschäftigt und daraufhin die Polizei recht wißbegierig allerhand Forschungen unternimmt, die dem Vorstand und den Zugehörigen des Klubs wenig erwünscht sein dürften. Unter den angestellten Erkundigungen beziehen sich auch einige darauf, ob Klubmitglieder durch das Spiel ihr Vermögen verloren haben, ob andere ihr Leben vom Spiel fristen und wiederum bei anderen der Verdacht gewerbsmäßigen Spielens vorliegt. Ob die Behörde darüber so ganz sichere Auskünfte erhält? Da muß man ein großes Fragezeichen hinsetzen. Alle Klub-Vorgänge werden bekanntlich mit großer Diskretion behandelt, zumal wenn ein Skandal droht, der, wie er auch ausfallen mag, das Ansehen des Klubs schädigt. Findet man doch unter den Vorsitzenden unserer ersten Klubs und unter deren Mitglieder viele unserer angesehensten und tüchtigsten Männer, die selbstverständlich ihr Namensschild blank zu erhalten trachten.

Keiner dieser ersten Klubs könnte ohne Spiel bestehen, denn das unterliegt keinem Zweifel, daß die Mehrzahl der Mitglieder einem Klub nicht etwa angehört, weil er ihnen einen Teil der Häuslichkeit ersetzt und ihnen all' das bietet, was ihnen selbst das beste Restaurant nicht zu bieten vermag, sondern weil sie sich dort ungestört dem lieben Jeu hingeben können, ohne befürchten zu müssen, überrascht zu werden, und in der Erwartung, daß ihre Spielpartner Gentlemens sind — oder es wenigstens sein sollten! Wenn sich diese Klubmens das Geld untereinander abnehmen, so kümmert das ja keinen Dritten, nur dann erst wird die Sache brenzlich, falls infolge des Spiels finanzielle Katastrophen eintreten, falls Menschenleben zu Grunde gehen und auch andere Existenzen hierdurch vernichtet oder in Mitleidenschaft gezogen werden. Und das ereignet sich leider häufiger, wie man glaubt. Denn der Spielteufel fordert jahraus jahrein in Berlin seine Opfer. In welch' umfangreichem Maße man dem Spiele fröhnt, geht schon daraus hervor, daß in einem unserer bekanntesten Klubs im letzten Jahre allein an „Kartengeldern" fast 600 000 Mark vereinnahmt worden sein sollen. Kein Wunder, daß dieser Klub, der vor fünf Jahren begründet ward mit zehn Mitgliedern und einem Vermögen von 500 Mark, heute ein eigenes prächtiges Heim für 1½ Millionen Mark in der Bellevuestraße besitzt und daß für seine ca. 200 Mitglieder zur Bedienung und Besorgung gerad 50 Menschen erforderlich sind. Daß hier nicht blos Zwanzigmarkstücke gesetzt werden, ist selbstverständlich, nicht minder daß die blauen Lappen allmählich durch braune ihren Ersatz finden.

fraglich, ob die Insel dem Vertrage zustimmen wird. In der Bevölkerung jedenfalls herrscht eine starke Stimmung gegen die Vorlage der Regierung; man meint, die vorgesehenen pekuniären Leistungen der Insel seien zu große, und rät daher, den Gesetzentwurf abzulehnen und mit der Marconi-Gesellschaft in London Verhandlungen wegen Errichtung einer billigeren funkentelegraphischen Verbindung einzuleiten.

Diese Gelegenheit benutzte Marconi, um die Vorzüge seines Systems zu demonstrieren, zumal da die Anhänger des Kabelplanes den Funkentelegraphen durch die Behauptung seiner Unfähigkeit für längere Strecken in Mißkredit zu bringen suchten. Auf eigene Kosten errichtete die Marconi-Gesellschaft in Reykjavik eine Empfangsstation und begann zu experimentieren. Am 26. Juni, 10,38 Uhr abends, rief die bekannte Marconi-Station in Poldhu (Cornwall) die neue Empfangsstelle in Reykjavik zum ersten Male an, und am 28. Juni wiederholte man das Experiment, beide Male mit Erfolg. Hierüber hat man wieder erst nur auf brieflichem Wege erfahren, denn man kann bisher nur nach Island, nicht aber von Island her „Luftschüsse" abgeben. Die ersten Telegramme von England nach Island, die, wie eingangs gesagt, in Reykjavik am 29. Juni veröffentlicht wurden, übermittelten aktuelle Neuigkeiten. So erzählte Marconi den staunenden Isländern von dem Untergange des dänischen Schulschiffes „Georg Stage", von Hays Krankheit, den Begebenheiten in Odessa, ferner von der neuesten Wendung der Marokko-Affäre, aus dem schwedischen Reichstage etc. Die Telegramme hatten 1850 isländische Rassen (240 dänische Meilen) zurückgelegt.

Natürlich haben Marconis „Luftschüsse" das Völkchen in Aufruhr gebracht. Die Tätigkeit der Marconi-Gesellschaft ist indessen nur eine provisorische und wird aufhören, sobald der Kabelvertrag perfekt geworden sein sollte. Sehr wohl denkbar aber ist es, daß das Althing nunmehr der Großen Nordischen Telegraphengesellschaft Valet sagt und sich vertrauensvoll an Marconi wendet. Eine Ablehnung der Gesetzvorlage dürfte gleichzeitig des Ministers Hannes Haffsteins Fall bedeuten, der sich in der Kabelsache stark engagierte. Herr Haffstein wäre alsdann der erste auf dem Wege der drahtlosen Telegraphie gestürzte Minister — eine recht ansehnliche Fernwirkung über 240 Meilen, von deren Möglichkeit Marconi am Ende noch nicht geträumt hat!

* **Ein kurioser Heiratserlaß.** Die Zeitschrift „Das Äußere", Verlag Willy Krauß, Berlin, schreibt: Vor hundert Jahren hielt man es für notwendig folgende Akte im englischen Parlamente einzubringen: „Alle Weibsleute, ohne Unterschied des Alters, Ranges oder Standes, gleichviel ob Jungfrauen oder Witwen, welche nach dem Erlaß dieser Akte irgend einen der männlichen Untertanen Seiner Majestät in verräterischer oder betrüglicher Weise durch Schminken, Salben, Schönheitswasser, künstliche Zähne, falsche Haare, spanische Wolle, Korsetts, Reifröcke, Hackenschuhe und gepolsterte Hüften zu Eingehung einer Heirat verlocken, machen sich der Strafe schuldig, die das Gesetz über das Vergehen der Zauberei verhängt hat, und soll eine solche Heirat nach Überführung des betreffenden Frauenzimmers für null und nichtig erklärt werden." Auch ein Zeitdokument!

Aus aller Welt

* **120000 Mark unterschlagen.** Der Prokurist einer großen Handelsfirma in Hamburg, der schon 25 Jahre dort tätig war, ist nach Unterschlagung von 120000 Mark flüchtig geworden. Durch Fälschung der Bilanz und der Bücher hat er es verstanden, dem Prinzipal die Unterschleife zu verbergen. Das Geld hat der Ungetreue auf Rennplätzen und mit „Damen" verjubelt.

* **Ein Kind im Bauche eines Hais** Aus Neapel wird geschrieben: Vor einigen Tagen verschwand ein achtjähriger Knabe, der im Meere gebadet hatte. Man glaubte, das Kind sei ertrunken, obwohl dies höchst selten bei den dortigen Kindern vorkommt, die mit dem Wasser sehr vertraut sind. Dieser Tage nun fingen die Matrosen eines Torpedobootes etwa 20 Seemeilen außerhalb des Hafens von Neapel einen Hai, der fünf Meter lang war. Als ihn die Matrosen aufschnitten, fanden sie in seinem Magen die Leiche eines Knaben. Die Matrosen brachten die Leiche nach Neapel, und hier konnte festgestellt werden, daß der Knabe mit dem vor einigen Tagen verschwundenen identisch ist.

* **Das Lotterielos als Ehestifter.** Ein junger Marquis in Paris hatte im Spiel sein ganzes Vermögen eingebüßt. Kurz vorher jedoch hatte er seiner jungen Köchin ein Lotterielos geschenkt, und als er eines Tages hörte, daß diese mit einer halben Million herausgekommen sei, entschloß er sich in seiner Bedrängnis kurzerhand, sie zu heiraten. Vom Standesamt zurück, verlangte er von ihr das glücksspendende Los, sank indessen ohnmächtig nieder, als sie ihm gestand. es ihrem früheren Liebhaber, einem Infanteriefourier, geschenkt zu haben. Nun hat er die junge Frau ebensoschnell wieder verlassen und die Scheidungsklage eingereicht, mit der er wohl schwerlich durchkommen dürfte.

* **Ein Roman aus dem Ghetto.** Aus New York wird berichtet. Eine romantische Liebesgeschichte fand am Dienstag mit der Hochzeit der Beteiligten einen befriedigenden Abschluß. James Phelps Stockes, Mitglied einer Millionärfamilie heiratete an diesem Tage Fräulein Rose Pastor, ein Kind des Londoner Ghetto, die früher eine Zigarrenarbeiterin war, bis sie sich durch einige sozialpolitische Artikel einen Namen machte. Als im April die Verlobung des in betreff des Vermögens und der Religion so ungleichen Paares bekannt wurde, erregte sie allgemeines Aufsehen. Beide erklären, daß es „Liebe auf den ersten Blick" gewesen sei, die verstärkt werde durch die gemeinsamen Interessen für Lösung sozialer Probleme. Das junge Paar ist bereits mit dem „Cedric" nach London abgefahren und will hier die Stätte besuchen, an der die junge Frau ihre Kindheit zubrachte.

* **Geschichte einer Erbschaft.** Über eine Erbschaftsgeschichte mit Hindernissen wird dem „B. T." folgendes geschrieben: In Berlin W. starb vor einiger Zeit ein Herr S., der ein naher Verwandter des ehemaligen Bürgermeisters Höhne der kleinen Stadt Lauenburg in Hinterpommern war. In dem jetzt aufgefundenen Testament des S. war unter anderem dem Städtchen Lauenburg die Summe von 15000 Mark vermacht. Die Zinsen dieses Vermächtnisses sollten von dem dortigen Magistrat nach einer Testamentsbestimmung zur Anlage oder Unterhaltung von Schmuckplätzen oder der noch viel notwendigeren Ausbesserung des Straßenpflasters verwendet werden. Der Stadt Lauenburg soll aber nur dann die Erbschaft zufallen, wenn sie das auf dem dortigen Friedhof befindliche Erbbegräbnis der Familie Höhne würdig und dauernd in Stand hält. Bis hierher ist die Testamentsgeschichte sehr einfach und die Klausel leicht zu erfüllen, wenn die Sache nicht einen Haken hätte. Vor drei Jahren aber wurde der Teil des Friedhofs planiert, auf dem sich auch das Erbbegräbnis der Höhneschen Familie befand. Das Erbbegräbnis wurde abgerissen und die großen Gedenksteine benutzte man als billiges Material zum Neubau für eine Kapelle. Nun ist guter Rat teuer. Die Lauenburger möchten gern die Erbschaft antreten, was aber erheblichen Schwierigkeiten begegnet; und die Stadtväter zerbrechen sich den Kopf, wie aus der unliebsamen Situation herauszukommen sei. Da die Bedingungen, unter denen die Erbschaft vergeben werden soll, nicht erfüllt werden können, wird wohl weiter nichts übrig bleiben, als daß die Lauenburger zugunsten der Berliner Erben verzichten.

* **Was ein rechter Gimpel ist . . .** Die „Welt am Montag" schreibt: Es ist weiter keine Schande, in den April geschickt zu werden, wenn eben gerade der erste April ist. Sonst aber gibt es wirklich keine Ausrede für solch einen Reinfall, wie ihn der „Lokalanzeiger" am 9. Juli erlebt hat. Doch nein: die Hitze. Das edle Blatt hat sich selbst die Ausrede gezimmert, indem es an irgend einer Stelle mal veröffentlichte, hochgradige Hitze brächte die Gehirnmasse zum Schmelzen. Nur einem geschmolzenen Lokalanzeigerberichterstatterbrägen ist der klassische Lapsus zu verzeihen, der in folgendem geschildert sein mag. Die gute Stadt Crossen an der Oder feiert ihr neunhundertjähriges Jubiläum. Wenn sie auch nur neuntausend Einwohner hat, so ist ein Alter von neunhundert Jahren doch Grund genug, sich zu fühlen. Das „Crossener Tageblatt" veröffentlichte in diesem Hochgefühl in der Festzeitung denn auch einen Aufsatz, der in humoristischer Weise versucht, Crossens Entwickelung nach abermals 900 Jahren zu schildern. Nun hatte man auch im „Berliner Lokalanzeiger" etwas von dem Crossener Heimatfest läuten hören, und da das Blatt seinen Ruhm darin sucht, überall dabei zu sein und seinen entzückten Lesern durch „eigens entsandte Spezialberichterstatter" das „Neueste, wo es gibt" zum Morgenkaffee vorzusetzen, in diesem Falle aber die Berichterstattung versagte, so wurde in Eile auf der Redaktion selbst mit Schere und Kleister aus der Crossener Festzeitung ein Artikel fabriziert, der folgende Beschreibung der guten Stadt Crossen gibt: „Mit dem Wachstum des Reiches ist, wie die zur Feier des Tages eigens erscheinende Heimatsfestzeitung hervorhebt, auch Crossen gewachsen zu einer großen Handelsempore an den Ufern der Oder. Ein mächtiger Hafen dehnt sich dort, wo vor 900 Jahren einst die Bober mündete, und dient dem Verkehr, der auf dem Oderstrom und auf den Bahnen des Hinterlandes nach Norden und Osten Deutschland durchflutet. Wo früher die alten Arme der Oder sich bis zu den Bergen hinzogen, da steht Speicher an Speicher, zu denen die Schiffe auf Kanälen gelangen, und ein Wald von Schornsteinen dient der Industrie. Mittels elektrischer Bahnen (!) gelangen wir in die Stadt. Auf dem uralten Marktplatz ein mächtiges Denkmal zur Erinnerung an Kaiser Wilhelm II., den Seefahrer (!) . . . ." usw. — Ein Superlativ folgt dem anderen. Das Berlin von heute ist nach dem Bericht des „Lokalanzeigers" nichts gegen Crossen und seine ausgedehnten Vorstädte. Nur schade, daß der betreffende Redakteur übersehen hatte, daß der Artikel, dem er seinen Dithyrambos entnahm, eine Phantasie aus dem Jahre 2805 darstellen sollte. Er hat sich mitten im Sommer in den April schicken lassen. Was ein rechter Gimpel ist, geht dreimal auf den Leim, sagt man in Thüringen.

* **Ein moderner Enoch Arden** Ein Seitenstück zu dem von Tennyson in seiner berühmten Ballade „Enoch Arden" erzählten Ereignis hat sich kürzlich in Roseville im Staate Oregon zugetragen. Ein Mann namens Hyatt lebte mit seiner Frau glücklich, bis das Geschäft zurückging. Eines Tages war der Mann verschwunden, und alle Nachforschungen waren erfolglos. Der verlassenen Frau nahm sich ein Freund des Mannes an, namens George Rand, und die Frau zögerte nicht, als sie einige Jahre von Hyatts Mutter hörte, daß dieser gestorben sei, dem edelmütigen Helfer die Hand zu reichen. Jahre vergingen, bis vor kurzem, wie die New York World erzählt, ein Fremder nach Roseville kam, der nachwies, daß er der verschollene Hyatt sei. Niemand erkannte ihn, auch nicht die eigene Frau die ihm auf der Straße begegnete. Als Hyatt von Bekannten hörte, daß seine Frau mit seinem früheren Freunde George Rand glücklich verheiratet sei, ging er sofort von Roseville fort, ohne sich jemand erkennen zu geben.

Zeitgemässe Betrachtungen

(Nachdruck verboten.)

„Die Freiheit."

Wer sich auf seinem Lebensgang — muß recht viel müh'n und plagen — fühlt umsomehr der Freiheitsdrang — an heißen Sommertagen. — Und wenn zur Hundstagssonnenglut — sich kaum die Lüftchen regen — dann möchte er mit Wandermut — in Freiheit sich bewegen. — Es bahnt die schöne Ferienzeit — der Freiheit eine Gasse; — der Lehrer ist vom Amt befreit, — vom Lernen seine Klasse. — Frei ist der Bursch, der lebensfroh — singt: Freiheit, die ich meine, — er jauchzt vergnügt sein Holdrio — und läuft sich müd die Beine! — Fern von der Arbeit, frei vom Joch — stärkt sich der Nerv der schwache, — und drückt uns dann die Arbeit noch, — so ist's meist Ansichtssache! — Drum wenn die Zeit der Freiheit naht — so ziehen in die Ferne — der Richter, der geheime Rat — und auch der Subalterne. — Frei fühlt sich selbst der Diplomat (Marokko ist erledigt), frei ist der Mann, deß'n Frau im Bad — von der Gardinenpredigt. — Strohwittwer zieh'n beim Morgenschein — nun heimwärts ohne Beben, — und singen Nachts bei Bier und Wein: — Die Freiheit sie soll leben! — Frei ist und froh der Hochtourist, — er wagt aufs Neu sein Leben. — Frei ist wer ungebunden ist, — er darf sich fortbewegen. — Es heischt die Freiheit jetzt ihr Recht, — daraus entsteh'n leicht Fehden. — Frei ist der Wikinger Geschlecht — drum ruft es: Los von Schweden! — Wer sich der goldnen Freiheit freut, — der atmet froher freier, doch ganz besonders heut — freut sich der Kellner Meyer. — Er wurde unlängst viel genannt; — man sagt, ganz harmlos sei er, — doch wurde durch ihn weltbekannt — der seltene Name Meyer. — Weitab von Ärger und Verdruß — freut sich der Mensch der Freiheit, — und nur der Russ', der arme Russ' — weiß nichts von dieser Neuheit! — Ihm fehlt noch jedes Bürgerrecht, — er fühlt die Faust im Nacken; — Wenn er zu bitten sich erfrecht, — dann kommen die Kosacken! — Wo jedem stets das Seine ward — giebt's Aufruhr nicht, noch Hetze; — Wo Freiheit sich mit Ordnung paart — und Achtung vorm Gesetze, — da nur kann gute Saat gedeih'n, jedoch Alt-Rußlands Leiter — sieht nicht der Freiheit Segen ein, — ihm fehlt sie selbst! —

Ernst Heiter.

Die Insel Sachalin.

(Schluß.)

Mit dem Beginn des Winters wird die Schiffahrt auf dem Tatarischen Golf eingestellt. Von Mitte November bis Mai sieht man keine Schiffe und jede Verbindung ist unbedingt abgeschnitten; nur das Kabel bleibt mit Ausnahme zweier Monate in der Mitte des Winters im Betrieb. Aber selbst dieses kümmerliche und ungewisse Verbindungsmittel fehlt den Einwohnern zuweilen, wie es im Juni 1901 geschah, wo das Kabel brach und

---

Und welch naive Frage nun, ob Klubmitglieder durch das Spiel ihr Vermögen verloren haben! Wenn man nur die letzten Jahre überschaut, so könnte man eine lange Liste aufstellen von verehrten Mitbürgern, die im Spiel — dessen „Komment" ein absolut tadelloser war — bis auf die letzten Groschen erleichtert wurden. — So verlor — man nannte seinerzeit den „Union-Klub" — ein Prinz H.-W. in kurzer Frist 2½ Millionen Mark, die Familie „arrangierte" den edlen Fürstensproß, und als er wieder etwas Oberwasser hatte, da verjeute er an einem einzigen Abend von neuem über eine halbe Million. Ein süddeutscher Freiherr, der den Gardes du Korps angehörte, machte in einer Nacht eine Spielschuld auf Ehrenwort von 300,000 Mark und mußte alsbald den heißen Berliner Boden mit dem minder gefährlichen des väterlichen Gutes vertauschen, ein Berliner Bankier und Sportsmann ließ auf den grünen Tisch 350,000 Mark zurück, er machte die Sache bei Gericht anhängig, wodurch er freilich sein Geld nicht zurückbekam, aber von den bisherigen Genossen in Verruf erklärt wurde! Zwei Millionen soll man auch einem seitdem verstorbenen, jungen Prinzen, dem Erben einer deutschen Herzogskrone, „über Nacht" abgenommen haben, was dem fürstlichen Vater, der selbst früher dem Hasardspiel sehr gehuldigt, doch zuviel war, so daß er das zarte Söhnlein schleunigst von Potsdam nach einer mittleren Residenzstadt versetzen ließ. Besser ergings einem Patriziersohne aus einer großen süddeutschen Stadt, der frisch und froh nach Berlin kam, von den Freunden seines Vaters in einem erklassigen Klub eingeführt ward und besagten Freunden an zwei Abenden ein rundes Milliönchen abknöpfte. Aber ob er es behalten hat? Denn wie gewonnen, so zerronen — gelegentlich erfüllte sich freilich das alte Wort auch umgekehrt. Das erfuhr zu seiner Freude einer unserer bekanntesten und tantiémeverwöhntesten Bühnenschriftsteller, der binnen wenigen Tagen eine viertel Million verlor, sie jedoch an den nächsten Abenden zurückgewann und den gleichen Betrag dazu. Und ebenso erging es kurz danach einem jungen Edelmann, der sein gesamtes väterliches Erbteil von anderthalb Millionen Mark schlankweg verjeute, in der folgenden Nacht aber die gesamte Summe mit sehr erheblichen Zinsen sich wiedereroberte. Er sowohl wie der Autor werden kaum ihre Freude daran gehabt haben! Mitleid verdienen jene Jeu-Ratten nicht, auch wenn sie völlig ausgebeutelt werden!

In wie grellem Gegensatz zu dem tollen Überfluß und dem wahnsinnigen Geldverplempern stehen da zwei Szenen, die sich kürzlich hier ereigneten. Vor Gericht erschien ein Kanzlist, der sich einer Unterschlagung von 4½ Mark schuldig gemacht haben sollte; da des Angeklagten Frau krank war und er ferner im Sekretariat der Staatsanwaltschaft I das königliche Honorar von 4½ Pfennig für das halbe weggeschriebene Blatt erhielt, so hatte der Ärmste Tag und Nacht schreiben müssen, um nur das allernotdürftigste heranzuschaffen. Bei einer monatlichen Abrechnung erhielt er 4½ Mark zuviel für 100 Seiten, die er noch nicht geschrieben, aber als erledigt — er hatte den ersten Teil der Arbeit bereits abgeliefert und wollte den Rest rechtzeitig fertigstellen, woran er verhindert worden war — angegeben hatte, und flugs ward er vor den Richter gebracht, der ihn zu einer Woche Gefängnis verurteilte. Das Urteil wurde jedoch aufgehoben und die Sache zur nochmaligen Entscheidung an die Vorinstanz zurückverwiesen — möchte nun ein anderer Entscheid gefällt werden!

Ein zweites Weldtstadt-Bild ist nicht minder erschütternd. Vor wenigen Abenden zu später Stunde, erschien im Aufnahmebureau der Charité ein Mann mit einem erkrankten Säugling auf dem Arm; er bat um Gotteswillen das Kind aufzunehmen, mit dem er schon seit Mittag von Krankenhaus zu Krankenhaus laufe, aber überall, wegen Überfüllung abgewiesen worden sei, seine Frau liege schwerkrank zu Hause und er selbst müsse seinem Berufe nachgehen, um für sich und die Seinen zu sorgen. Die Aufnahmewärterin nahm sich des Kindes an, unterdessen verschwand der Vater, in der Furcht, daß man auch hier seine flehende Bitte nicht erfüllen könnte! Wo bleibt da das reiche, das glänzende, das vielgelobte Berlin? Nach auf statistischen Mitteilungen begründeten Berichten in der „Deutschen Mediz. Wochenschrift" rangiert die Reichshauptstadt auf dem Gebiete der Krankenhauspflege hinter den meisten mittleren, ja sogar hinter vielen kleinen und kleinsten Gemeinwesen der Provinz, es besitzt eine so geringe Zahl an verfügbaren Betten, daß man schon von einer Kalamität sprechen muß. Das ist hundert und aberhundertmal nachgewiesen worden, nichts geschieht jedoch, um hier eine gründliche Änderung herbeizuführen!

Für ein wenig Humor ist jedoch gleichwohl gesorgt in diesen sommerlichen Tagen. Miß Isadora Duncan, die, wie man weiß, nicht übermäßige Sympathien für Gerichtsvollzieher und ähnliche Beamte hegt und diesen ihren Gefühlen nicht, wie sonst, tanzend Ausdruck verleiht, will in Grunewald eine zweite Freitanzschule gründen und zwar auf Kosten der opfermütigen Berliner, die natürlich ihre wohlgespickten Börsen der schlanken Amerikanerin zu ihren nackten Füßen niederlegen werden! Miß Isadora hat kürzlich ein Rundschreiben an wohlhabende hiesige Persönlichkeiten losgelassen, in welchen sie dieselben auffordert, für ihre idealen Zwecke — hört, hört — Mittel zu spenden, von tausend Mark an pro Nase bis auf 25 Märker herab! Auf die Subskriptionsliste darf man gespannt sein. So was kann doch auch nur im Juli passieren!

dadurch die gänzliche Isolierung der Bevölkerung während des folgenden Winters herbeiführte.

Gegen Ende Dezember oder Anfang Januar ist das Meer hinreichend stark gefroren, daß die Eingeborenen die schwere Aufgabe unternehmen können, die Post auf Schlitten nach Nikolajewsk zu schaffen. Bei Alexandrowsk und südlich vom „Trichter" der Tatarenstraße ist gewöhnlich nur der Saum der Meeresküste zugefroren, aber nördlich davon ist alles mit Eis bedeckt, gelegentliche Löcher ausgenommen. Es ist keine leichte Reise entlang des eisstarrenden Küstensaumes nordwärts nach Kap Pagobi und von da über die schneebedeckte zugefrorene Meerenge nach dem Festland.

Vor die „Narta", wie der Schlitten genannt wird, werden 13 Hunde der Polarrasse gespannt. Nr. 1 ist der Leithund, ein wertvolles Tier, der klügste und erfahrenste von allen angeschirrten Hunden. Er hat einen Zuggurt um den Hals, während ein zwischen seinen Beinen laufender Riemen am Schlitten befestigt ist. An diesen Riemen sind zu beiden Seiten die anderen Hunde mit Riemen angehängt; sollte einer von ihnen versuchen, nur so zu tun, als ob er zöge, so würden seine Kameraden oder der Leithund über ihn herfallen und ihn tüchtig beißen. Keine Zügel, nichts als die Riemen verbinden das Gespann mit dem Schlitten und seinem Lenker. Die Narta ist ein leicht gebautes, hölzernes Kufenwerk, ungefähr 14 Zoll hoch und 14 Fuß lang. Drunter und drüber liegen die Hunde vor dem Postgebäude in Alexandrowsk; ihr Herr steht dabei im Pelz, mit Mokassins an den Füßen und einer großen Pelzkappe auf dem Kopfe, aus welcher sein Zopf hervorguckt. Aber schon sind die Postsäcke herausgebracht und auf den Schlitten gepackt und der Giljake faßt die Hunde und stößt sie rechts und links an ihren Platz. Dann schwingt er sich selbst auf den Schlitten, spreizt seine Füße auf die Kufen, ergreift seine beiden eisenbeschlagenen Stöcke, ruft seinen Hunden „Ti ti!" (Vorwärts!) zu und fort ist die Post. Eine Jagd den Hügel hinab, dann ein Lauf von kaum einer Meile bringt sie an die See; aber was ist See und was ist Land? Alles mit Schnee bedeckt. 100 Meilen weit setzen sie ihren Weg über den festgefrorenen Rand der See fort.

Sollte dem Schlitten ein anderer begegnen, so stößt der Führer seine Stöcke in den Schnee und ruft „Pore!" (Halt!) oder „Kau! Kau!" (Rechts! Rechts!). Die Hunden weichen aus, das linke Bein des Giljaken schwebt bedenklich in der Luft, aber mit den Stöcken wird das Gleichgewicht behauptet und das Gefährt ist schnell beiseite gewichen. Sollte jedoch der Lenker der Hunde den Reisenden nicht gewahr werden, dann kann es vorkommen, daß sich die Hunde auf den Fremden stürzen und ihn ernstlich verletzen, denn sie bekommen bis zur Beendigung der Reise nur eine halbe Futterration, damit sie stets im Gange bleiben. Von Kap Pogobi aus wird die Meerenge in nordwestlicher Richtung überschritten und zwar an den Kazeliw-Inseln vorbei nach dem Giljakendorfe Mai an der gegenüberliegenden, ungefähr 50 Meilen entfernten Küste. Dieser Teil der Reise muß bei Tage zurückgelegt werden, daher wird bereits um 5 Uhr aufgebrochen. Zuerst fliegen die Hunde mit einer Geschwindigkeit von sieben Meilen in der Stunde über die glatte schneebedeckte Fläche dahin, wobei alle zehn Werft ein Halt von fünf oder zehn Minuten gemacht wird, um die Hunde bei Atem zu erhalten. Auf der Mitte der Meerenge wird der Weg schlechter, denn vom Winde sind aus offenem Wasser Eishügel aufgeschichtet worden und außerdem müssen Umwege gemacht werden, um gefährliche Löcher zu vermeiden. Der Wind ist so stark, daß die enge Straße zwischen Kap Lasarew und Kap Pogobi, obgleich sie kaum 5 Meilen breit ist, immer offen bleibt, da das Eis, sobald es sich gebildet hat, südwärts an den Küstensaum fortgetrieben wird, wo es festhaftet; daher kommt es, daß die Überfahrt sich auf beinahe fünfzig Meilen ausdehnt. Wenn diese halb zurückgelegt ist, wird „Halt" gerufen und jeder Hund bekommt einen halben getrockneten Fisch. Die Zeit drängt jedoch, die Tage sind kurz und bald geht es wieder weiter; der Führer ruft seinem Gespann: „Takh! Takh!" (Vorwärts, voran!) zu, um dasselbe zu schnellerem Lauf anzufeuern. Endlich werden die Inseln erreicht und passiert, aber die Sonne ist schon untergegangen und die Dunkelheit hereingebrochen, bevor der frohe Klang des Hundgebells die Ankuft bei dem Giljakendorfe Mi ankündigt.

Am nächsten Tage geht es wieder am Küstenrand entlang und den Amur hinauf, wenn der Führer nicht unternehmend ist und einen kürzeren Weg einschlägt, indem er das Kap Pronge abschneidet.

Die Reise ist keineswegs leicht und kann nicht ohne einen erfahrenen Kaya (Führer) unternommen werden. Denn offenes Wasser oder eine nur dünn überfrorene Fläche können den Unvorsichtigen leicht verschlingen.

Obwohl es allgemein bekannt ist, daß das Klima desto strenger wird, je weiter man von Paris nach Osten geht, eine Tatsache, die Napoleon im Jahre 1812 nicht erwogen zu haben scheint, sollte man doch kaum solche außerordentliche Temperaturschwankungen von 65° C. auf einer Insel erwarten, welche in derselben geographischen Breite liegt. Hierfür scheint es zwei Hauptursachen zu geben. Die erste ist das Vorherrschen von nördlichen und nordwestlichen Winden im Winter, und südlichen und südöstlichen im Sommer; die zweite ist das Vorhandensein einer kalten Strömung aus dem Ochotskischen Meere, die an beiden Seiten der Insel vorbeifließt. Das auf diesem großen Kältereservoir von der Strömung weggeführte und vom Wind weggetriebene Eis füllt den ganzen nördlichen Teil des Tatarischen Golfes aus und macht ihn zu einer Forsetzung der subarktische Kälteregion.

Die Kälte des Winters ist jedoch schön und trocken. Wenn auch behauptet worden ist, daß Sachalin die ruhigen Tage nicht kennt, die den ganzen Winter durch in Ostsibirien vorherrschen, so folgt doch auf der Insel während der letzten Hälfte des Januar und im Februar ein schöner klarer, windstiller Tag dem andern. Dann werden Hundeschlitten und Renntiere herausgebracht und die Eingeborenen machen ihre Reisen, um ihre Felle im Wege des Tauschhandels zu veräußern.

Das Klima ist sehr verlästert worden und die Vorstellung von einem Lande voller Nebel und Schnee hält noch die Einbildungskraft weiter Kreise gefangen. Für diese Anschauung sind zum großen Teil Seefahrer verantwortlich zu machen. Die Wahrheit ist das es auf See sehr viel Nebel gibt, aber die Seeleute wußten nicht, daß er gewöhnlich wie sie selbst, auf der See blieb und den ans Land stoßenden Streifen von etwa vier Meilen freiläßt. Das Auftauen des Amurflusses, das Südwärtstreiben großer Eisblöcke im Tatarischen Golf, das Zusammenfließen kalter und warmer Strömungen, oder ein scharfer nördlicher Wind auf der See im Sommer sind die Ursachen, welche zu diesem Zustande beitragen.

Die Geschichte der frühesten Besitzergreifung Sachalins führt uns in vorgeschichtliche Zeit zurück. Heute werden außer den letzten Ankömmlingen — den Russen — fünf verschiedene Völker auf der Insel gefunden, namlich Ainu, Giljaken, Orotschonen, Tungusen und Jakuten. Von den letzteren, dessen Wohnplatz Ostsibirien mit der Stadt Jakuts als Mittelpunkt ist, sind nur zehn Männer und drei Frauen auf Sachalin.

Welches dieser fünf Völker, wird man fragen, waren die Ureinwohner? Sicherlich sind es nicht die Tungusen, deren Heimat ebenfalls Ostsibirien ist, und die von den Grenzen Koreas bis zum nördlichen Eismeer und vom Jeniseifluß bis zum Achotskischen Meer umherschweifen, denn die sind erst nach den Russen gekommen. Die Giljakenjäger kamen wahrscheinlich vor den Orotschonen vom Festlande herüber, und ob wir nun mit unserer Vermutung, daß ihre erste Niederlassung nicht früher als vor $2^1/_2$ Jahrhunderten stattfand, recht haben oder nicht, so ist es doch nach ihren Traditionen sicher, daß sie die Ainu schon im Besitz des Landes vorfanden.



Vögel und Vogelstimmen. Anleitung zur Bestimmung unserer gefiederten Freunde nach Aussehen und Gesang. Von Rudolf Hermann. Mit 32 farbigen Abbildungen. Leipzig. Amthor'sche Verlagsbuchhandlung. Preis geb. 2.40 Mk. Dieses soeben erschienene hübsche Werkchen sei allen Naturfreunden bestens empfohlen. Es bringt auf ca. 120 Textseiten und 10 Tafeln mit wahrhaft prächtigen Abbildungen eine Anleitung die einheimischen Singvögel nach Aussehen und Gesang kennen und bestimmen zu lernen.



Amtliche Notierungen der Danziger Börse
vom 21. Juli.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Ölsaaten werden außer dem notierten Preise 2 Mk. per Tonne sogenannte Faktorei-Provision usanzemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet.

Weizen per Tonne von 1000 Kilogramm.
inländisch hochbunt und weiß 766 Gr. 167 Mk. bezahlt.
transito bunt 750 Gr. 127 Mk. bez.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr. Normalgewicht inländisch grobkörnig 732—738 Gr. 137—138 Mk. bez.
Hafer: inländischer 130—132 Mk. bez.
Rübsen per Tonne von 1000 Kilogr. inländische Winter- 190—205 Mk. bez.
Kleie per 100 Kilogramm. Weizen- 8,15—.—,— Mk. bez. Roggen- 8,80—9,20 Mk. bez.

Bromberg, 21. Juli. Weizen 160—166 Mk., abfallende und blauspitzige Qualität unter Notiz. — Roggen, gut gesund, mindestens 125 Pfund holl. wiegend 138 Mk., leichtere Qualitäten 130—137 Mk., feuchte abfallende Sorten unter Notiz. — Gerste nach Qualität 126—136 Mk., Brauware ohne Handel. — Erbsen: Futterware 133—140 Mk., Kochware 150 bis 160 Mk. — Hafer 122—138 Mk.

Magdeburg, 21. Juli. (Zuckerbericht.) Kornzucker 88 Grad ohne Sack 10,90—11,00. Nachprodukte, 75 Grad ohne Sack 8,75—9,00. Stimmung Fest. Brodraffinade 1 ohne Faß 20,75—21,00. Kristallzucker 1 mit Sack —,———,—. Gem. Raffinade mit Sack 20,75—$20,87^1/_2$. Gem. Melis mit Sack 20,25—20,50. Stimmung: Fest. Rohzucker 1. Produktion Transit frei an Bord Hamburg per Juli 22,70 Gd., 23,00 Br., per August 25,80 Gd., 22,95 Br., per September 21,80 Gd., 22,00 Br., per Oktober 19,25 Gd., 19,45 Br., per Oktober-Dezember, 19,00 Gd., 19,15 Br. Stimmung: Stetig.

Köln, 21. Juli. Rüböl loko 50,50, per Oktober 51,00. — Heiter.

Hamburg, 21. Juli, abends 6 Uhr. Kaffee good average Santos per September 37 Gd., per Dezember $37^1/_2$ Gd., per März 38 Gd., per Mai $38^1/_2$ Gd. Ruhig.

Mühlen-Etablissement in Bromberg.
Preis-Verzeichnis.
(Ohne Verbindlichkeit.)

Pro 50 Kilo oder 100 Pfund	vom 21./7. ℳ	bisher ℳ
Weizengries Nr. 1	15,40	15,40
Weizengries Nr. 2	14,40	14,40
Kaiserauszugmehl	15,60	15,60
Weizenmehl 000	14,60	14,60
Weizenmehl 00 weiß Band	12,80	12,80
Weizenmehl 00 gelb Band	12,60	12,60
Weizenmehl 0	8,60	8,60
Weizen-Futtermehl	6,00	6,00
Roggen-Kleie	5,80	5,80
Roggenmehl 0	11,40	11,00
Roggenmehl 0/I	10,60	10,20
Roggenmehl I	10,00	9,60
Roggenmehl II	7,60	7,20
Kommis-Mehl	9,40	9,00
Roggen-Schrot	9,20	8,80
Roggen-Kleie	6,00	6,00
Gersten-Graupe Nr. 1	13,50	13,50
Gersten-Graupe Nr. 2	12,00	12,00
Gersten-Graupe Nr. 3	11,00	11,00
Gersten-Graupe Nr. 4	10,00	10,00
Gersten-Graupe Nr. 5	9,50	9,50
Gersten-Graupe Nr. 6	9,30	9,30
Gersten-Graupe grobe	9,30	9,30
Gersten-Grütze Nr. 1	9,80	9,80
Gersten-Grütze Nr. 2	9,30	9,30
Gersten-Grütze Nr 3.	9,00	9,00
Gersten-Kochmehl	8,30	8,30
Gersten-Kochmehl	—,—	—,—
Gersten-Futtermehl	6,00	6,00
Gersten-Buchweitzengries	16,50	16,50
Buchweitzengrütze	15,50	15,50
Buchweitzengrütze	15,00	15,00

Holzverkehr auf der Weichsel.

Bei Schillno passierten die Grenze: von Franke Söhne per Michalkewicz, 4 Traften: 1205 kieferne Rundhölzer, 1285 kieferne Balken, Mauerlatten und Timber; von Urbanski & Werner per Pitinski, 3 Traften: 2505 kieferne Rundhölzer; von Edelmann per Skubiolka, 2 Traften: 277 kieferne Rundhölzer, 2726 kieferne Balken, Mauerlatten und Timber, 662 kieferne Sleeper, 470 kieferne einfache Schwellen, 247 eichene Plancons, 483 eichene Rundschwellen.

Gewerbe-Akademie Friedberg
bei Frankfurt a/M.

Polytechnisches Institut für Maschinen-, Elektro- u. Bau-Ingenieure, sowie für Architekten.

Stellenvermittlerin

für sämtliches Personal. Meldungen werden mündlich und schriftlich entgegengenommen. **Marie Drechsler,** Bismarckstraße 3, am Stadtbahnhof.

Hypotheken-Kapitalien, Bank- und Privatgelder

vermittelt
Karl Neuber, Baderstr. 26.

Privat-Darlehne zu 5 %, a. Beamte, Offiziere, Besitzer z. kul. Beding. evtl. Ratenrückzahlung. Wachtel, Königsberg i. Pr., Bahnhofstr. 7.

Geld sof. zu 4, 5, 6 Prozent an jed. einzigen jed. Höhe a. Schuldsch., Wechs., Lebensvers., Hypoth., auch Raten-Abzahlung. Rückporto. **Fr. Löllhöfel,** Berlin, Flottwellstr. 5.

Wer Geld

von 100 M. aufwärts (auch weniger) zu jedem Zwecke braucht, säume nicht, wende sich an das Bureau „**Fortuna**" Königsb. i. Pr., Königsstr.-Passage. Ratenweise Rückzahlung. Rückporto.

---

500 Mk. zahle ich dem, der beim Gebrauch von Kothe's Zahnwasser à **Flacon 60 Pfg.** jemals wieder Zahnschmerzen bekommt oder aus dem Munde riecht.
Joh. George Kothe Nachf., Berlin.

Wer Stellung sucht, verlange die »**Deutsche Vakanzenpost**« 603 Eßlingen a. N.

Anker-Fahrräder



Fahrräder mit Patent-Doppelglockenlager, Patent-Innenbremse u. zahlreichen anderen Verbesserungen empfiehlt
Wilhelm Zielke
Thorn, Coppernicusstraße 22.
Reparaturen schnell und billig.

Den geehrten Herrschaften von Thorn und Umgegend empfehle ich meine **Buchbinderei und Galanteriewerkstatt.** Anfertigung von **Einbänden,** von den einfachsten bis zu den elegantesten, sowie Anfertigung **von Katalogen, Preisverzeichnissen, Kartonnagen, Hut- und Mützenschachteln jeder Art.**
Billigste Preise. Sauberste Arbeit. Prompte Bedienung.
Hochachtungsvoll
W. v. Kuczkowski,
Buchbindermeister,
Brückenstraße 16, Hof 1 Tr.

Goldene Medaille.



Mode-Salon

Marcus, Berlin,
Thorn, Coppernicusstraße 3.
Atelier für **französ. Kostümes und elegante Damen-Moden. Anfertigung nach Mass. Modelle zur Ansicht.**
Prämiiert Paris 1902.

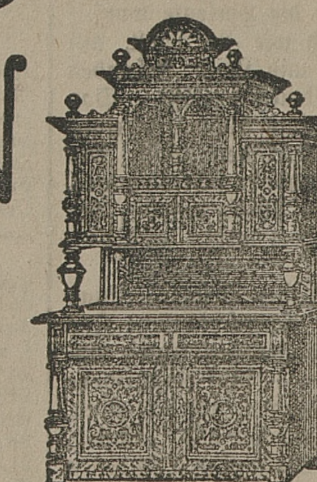
---

100 Tonnen
abr. Ihlen-Heringe
200 Sack
türkische Pflaumen
100 Ztr. geräucherten
Rückenspeck
hat billig abzugeben
J. H. Moses,
Briesen Wpr.

Gummiw.-Versandh. Verk. n. an Priv. Best. Qual., str.disk. Preis auf Anfr. **Ross, Essen-R., Hofstr. 25**

Erste Thorner Möbel-Fabrik

mit elektrischem Betrieb.



Spezial-Fabrik für Restaurations-, Kontor- u. Laden-Einrichtungen.
Kunstgewerbliche Werkstätte
für Möbel in allen Holz- und Stilarten, sowie kompletter Zimmer-Einrichtungen nach eigenen und gegebenen Entwürfen.
Meine Spezial-Artikel wie
Schränke, Vertikows und Bettgestelle in echt Nußbaum, halbecht und imitiert,
gebe zu Fabrik-Preisen ab.
Fabrik: Schuhmacherstraße Nr. 2.
Musterlager: Schuhmacherstraße Nr. 12.
Paul Borkowski, Tischlermeister

Nicht übersehen!

Nur solange der Vorrat reicht

verkaufe ich
von **Montag** den **24.** cr. ab und **folgende Tage:**
1000 Paar **Damen-Ringel-Strümpfe**
Paar nur 45 Pfg.
Albert Fromberg Seglerstr. 28.
Fernsprecher 284.

Nicht übersehen!

Nicht übersehen!

Nicht übersehen!

**Kalk,
Zement,
Gyps,
Theer,
Dachpappe,
I Träger,
Drahtstifte,
Baubeschläge.**
Franz Zährer,
Baumaterialienhandlung.

Stückkalk,

frisch gebrannt,
empfiehlt
Gustav Ackermann,
Mellienstraße 3.

Tonröhren, Tonkrippen

empfiehlt
Gustav Ackermann,
Mellienstraße 3.

Klebemasse

zur Herstell. neuer Klebepappdächer.

Dachkitt

zum Auskitten rissiger Stellen von Pappdächern, empfiehlt billigst
Carl Kleemann, Thorn.
Lagerplatz: **Mocker, Chaussee,**
— Fernsprecher 202. —

Mein Zwinger

mit Pferdeställen u. Wagenremisen ist vom 15. November zu vermieten.
M. Nicolai.

Strickgarn

kaufen Sie in grösster Auswahl am besten u. billigsten bei



Alfred Abraham
31. Breitestr. 31.
Nur vorzüglich erprobte Qualitäten.

Bekannt billigste Bezugsquelle
in wollenen und baumwollenen
Trikot-Unterkleidern
für Damen, Herren und Kinder.
Nur bewährte Qualitäten.
Grösste Auswahl monderner
Plaid-Shawls
in neuen, schönen Dessins.

? **Häusner's Brennesselspiritus**
per Flasche Mk. 0.75 und Mk. 1.50, ächt mit dem Wendelsteiner Kircherl. Billigstes und bewährtestes Haarwasser gegen Haarausfall, Haarfraß, Haarspalte. Vorrätig in Apotheken, Drogerien und Parfümerien. Parf. **Ed. Lannoch,** Drog. **Anders & Co.**

Möbel-Magazin

Schillerstraße **K. Schall** Schillerstraße.

Reichhaltiges Musterlager komplett eingerichteter, vornehmer und einfacher Wohnräume in allen Stilarten und Preislagen.
Spezialkatalog für Brautausstattungen
umfassend
Schlaf-, Wohn- u. Speisezimmer, Salon, Herrenzimmer u. Küche.
Besonderer Katalog über einzelne Möbel.

Keine Trunksucht mehr.



Eine Probe von dem wunderbaren Cozapulver wird gratis geschickt.

Kann in Kaffee, Thee, Essen oder Spirituosen gegeben werden, ohne dass der Trinker es zu wissen braucht.

COZAPULVER ist mehr wert, wie alle Reden der Welt über Enthaltsamkeit, denn es erzielt die wunderbare Wirkung, dass die Spirituosen dem Trinker widrig vorkommen. COZA wirkt so still und sicher, dass Frau, Schwester oder Tochter ihm dasselbe ohne sein Mitwissen geben kann und ohne dass er zu wissen braucht, was seine Besserung verursacht hat.

COZA hat Tausende von Familien wieder versöhnt, hat von Schande und Unehre Tausende von Männern gerettet, welche nachher kräftige Mitbürger und tüchtige Geschäftsleute geworden sind. Es hat manchen jungen Mann auf den rechten Weg zum Glück geführt und das Leben vieler Menschen um mehrere Jahre verlängert.

Das Institut, welches das echte COZAPULVER besitzt, sendet an diejenigen, die es verlangen, eine Probe gratis. Es wird als ganz unschädlich garantiert.

GRATIS-Probe.
No. **1951.**
Schneiden Sie diesen Koupon aus, u. schicken denselben **noch heute** an das Institut.
Briefe sind mit 20 Pf. zu frank.

COZA INSTITUTE
(Dept. **1951**
62, Chancery Lane,
London W. C. (England).

Photographisches Atelier

Kruse & Carstensen
Schloßstr. 14,
gegenüber dem Schützengarten.

Trockenes Kiefernklobenholz
1. u. 2. Klasse in Waggonladungen sowie **trockenes Kleinholz u. Kohle** beste Marke, beides unter Schuppen lagernd, stets zu haben.
A. Ferrari, Holzplatz a. d. Weichsel.

---

4 große Büsten

Berliner Modell, Kaiser Wilhelm I., Bismarck, Moltke, Prinzregent Albrecht, billig zu verkaufen.
Brückenstraße 20 III.

Special-Versandhaus für
Damenkleiderstoffe
Michaelis & Meier
HAMBURG Neuerwall 63/65. Muster u. Versand portofrei.

Bruchleidende

verlangt Gratisbroschüre über das Bruchband ohne Feder „Ideal", zu jedem Bruch passend und denselben tadellos einhaltend.
Institut für Bruchleidende
Heinr. Werth, Valkenburg (L.) Holland.
Da Ausland Doppelporto.

Magenleidenden

teile ich aus Dankbarkeit gern und unentgeltlich mit, was mir von jahrelangen, qualvollen Magen- und Verdauungsbeschwerden geholfen hat. H. Hoeck, Lehrerin, Sachsenhausen, bei Frankfurt a. M.

Beinkranke!
verlanget Broschüre:
Wie heile ich mein Bein selbst
gratis von
Dr. Strahl, Hamburg
Grosse Allee 10.



Operations**lose** Behandlung **von** Krampfadern, Aderknoten, steif. Gelenken, Geschwulst, Wund., Fisteln, Beingeschwüren, nasse und trockene Flechte, Salzfluss, Elefantiasis und and. Beinleiden.



Deutsche erstklassige Roland-Fahrräder & Motorräder auf Wunsch auf **Teilzahlung** Anzahlung bei Fahrrädern 20—40 Mk. Abzahlung 7—10 Mk. monatlich. Bei **Barzahlung** liefern Fahrräder schon von 65 Mk. an.
Man verlange Katalog umsonst.
Roland-Maschinen-Gesellschaft in Cöln 696
Fahrradzubehör sehr bill.

Laden nebst Wohnung ist von sofort billig zu vermieten
Brückenstraße 17.

Kleiner Laden zu jedem Geschäft geeignet, zu vermieten. Näheres bei **Robert Majewski,** Fischerstr. 49.

Brückenstr. 32.
1 Laden

nebst 2 angrenzenden großen hellen Zimmern, Geschäftskellern &c., desgl. 2. Etage
grosse Wohnung
6 Zimmer, Badestube und vieles Nebengelaß, seit 18 Jahren von der Leinenhandlung A. Böhm innegehabt, von sofort zu vermieten
Nähere Auskunft erteilt
A. Glogau, Wilhelmplatz 6.

Ein großer Geschäftskeller

vom 1. Oktober 05 zu vermieten
Kulmerstraße 10. **S. Raczkowski.**

Eine Wohnung

hochpart., 3 Zimmer u. reichlich Zubehör v. 1. Okt. z. verm. Talstr. 25a.

Wohnung, 3 Zimmer, helle Küche, Badeeinrichtung und Nebengelaß, 1 Treppe, von gleich zu verm. Zu erfr. Breitestr. 32 III.

Wohnung,

von 4 Zimmer, renoviert, eine Treppe hoch, vom 1. Mai d. Js. zu vermieten **Tuchmacherstr. 11.**

Breitestraße 17, III.
Wohnung,

5 Zimmer, Küche, Badestube und Zubehör, für 750 Mk. zu vermieten.
M. Berlowitz. Seglerstr. 27.

Wohnung Strobandstr. 15, 1. Et., 8 Zimmer n. sämtl. Zubeh., im Ganzen auch get., v. 1. Okt. z. verm. A. Wunsch a. Pferdest. u. Wagenrem.

Eine Wohnung

zum 1. Oktober ist bei **H. Borchardt** zu vermieten.

Herrschaftliche Wohnung

5 Zimmer mit reichlichem Zubehör, mit auch ohne Pferdestand und Burschengelaß in meinem Hause Brauerstraße 1, I. Et., v. 1. Oktober d. Js. zu vermieten.
Robert Tilk.

Kleine Wohnungen
zu verm. Neustädt Markt Nr. 12.

Wohnungen

Gerechtestr. 8/10, Erdgeschoß, **Tuchmacherstr.** 7, 3. Etage, von je drei Zimmern nebst reichl. Zubehör, vom 1. Oktober zu vermieten.
G. Soppart, Gerechtestr. 8/10.

Für die Familie

Nr. 171 1905.

Tägliche Unterhaltungs-Beilage zur Thorner Zeitung

Mutter und Sohn.

Roman von E. Fischer-Markgraff.

(17. Fortsetzung.)

Edith taumelte und wäre gefallen, wenn ein Herr sie nicht stützend aufrecht gehalten hätte, der einem danebenliegenden Abteil zweiter Klasse entstiegen war. Das junge Mädchen faßte krampfhaft nach seiner Hand und stammelte einen Dank, während der Zug pfeifend seinen Weg fortsetzte; sie blickte einen Moment in ein paar graue Augen, die sich mit eigentümlichem Ausdruck in die ihren senkten; dann stand sie wieder fest auf den Füßen; der Herr lüftete den Hut und schritt dem Ausgange des Bahnhofes zu, und Marie trat mit bleichem Gesicht und entfärbten Lippen auf ihre Kinder zu: „Aber, Gerhard, ich bitte dich, was für ein Unglück hätte das geben können — —"

Der Sohn stand mit gesenkten Augen da und wagte sich nicht zu rühren, aber Edith hatte sich schnell gefaßt. Der arme Junge, er war so weich und trug so schwer an jedem Tadel.

„Es war nicht so schlimm, mein Muttchen, Gerhard hat nur einen Scherz gemacht, ich hatte aber angefangen."

Die Mutter ließ sinnend das Auge auf den beiden ruhen, was wollte sie denn? Es war ja die Natur, die dort zum Durchbruch kam, die lang Unterdrückte forderte ihr Recht in der ersten Stunde der Freiheit; mochten sie sich austoben, ihre Lieblinge, sie mußten ja bald genug in das Joch zurück.

Ihre Züge hellten sich auf und sie legte die Hand in den dargebotenen Arm des Arztes.

„Aber nun kommt, ihr beiden Bösewichte," sagte sie heiter, und nun schritten sie die Straße zum Fährboot hinab.

Die Nebel hatten sich rapide gesenkt, und als der Kahn drüben anlegte, brach der erste goldene Sonnenstrahl hindurch, einen verklärenden Schein über die beiden Ufer breitend.

Sie gingen an den uniformierten Beamten vorbei, die nach steuerbaren Sachen fragten, und der Ausblick auf die weite Schlucht tat sich ihnen auf. Edith und Gerhard waren ganz stumm geworden.

Mit großen, weit offenen Augen blickten sie auf das Wasser, das sich zischend über die Steine wälzte, und an den Bergen in die Höhe, die mit den schwarzen Gebirgstannen gekrönt einen so wunderbar malerischen Eindruck machten.

Marie und der Doktor weideten sich an dem stummen Entzücken der beiden jungen Menschen. Edith war es, die sich zuerst faßte: „Wie herrlich, wie wundervoll ist doch Gottes Welt," sagte sie leise, „sehen Sie nur, Herr Doktor, wie reizend sich diese Häuschen dort oben von dem dunklen Tannengrunde abheben, ist es nicht, als wenn man in der Schweiz wäre?"

Der alte Herr nickte schweigend und blickte in die glänzenden Augen der eifrig Sprechenden.

„Gewiß, gewiß, mein Töchterchen. Sehen Sie sich nur alles an und prägen Sie es sich genau ein. Es gibt kein besseres Gegenmittel gegen Leid und Schmerz, als die Erinnerung an Stunden, in Gottes freier, schöner Natur verlebt."

In diesem Augenblick zitterte ein einzelner Glockenton durch die stille, herbstliche Luft, dann noch einer, und bald klang das gleichmäßige Läuten der Mittagsglocke zu ihnen herüber.

Der alte Herr stand still.

„Es ist Essenszeit; wie wäre es, verehrte Frau, wenn wir jetzt gleich dinierten? Dann hätten wir den Nachmittag vor uns und könnten ihn nach Kräften benutzen . . ."

„Gewiß, Herr Doktor, Sie haben recht," stimmte Marie bei, „aber wohin?"

Ein Hotel war schnell gefunden, und bald saßen alle um den runden Tisch in der Veranda und ließen es sich schmecken. Doktor Leonhard hatte zwei Flaschen schweren Weins kommen lassen und stieß mit den Freunden auf ein baldiges Wiedersehen an.

Gerhard wurde ganz ausgelassen, er goß sich das Glas von neuem voll, trank in langen Zügen und summte ein paar Takte aus einer Operette vor sich hin, nur Edith verdünnte sich den Wein mit Wasser.

„Ich muß den Kopf frei behalten, um alles genügend in mich aufnehmen zu können," sagte sie eifrig, und Marie nickte ihr lächelnd zu.

Gleich nach Tische schritten sie wieder das Tal entlang, dem Laufe des Wassers entgegen.

„Wo wollen wir denn hin?" fragte Gerhard, der den Hut in der Hand hatte und sich den leichten Wind um die Stirne wehen ließ.

„Ich denke nach Rainwiese hinauf," versetzte die Mutter. Edith und ihr Bruder wechselten einen Blick.

„Weißt du, Mutting," wandte sich das junge Mädchen an die Mutter, „wir hätten so furchtbar gern einmal das Prebischtor gesehen, Agnes erzählt immer so viel davon."

„Ach ja, Mutting, bitte," fiel Gerhard ein, „wenn ihr nicht mitwollt, könnten wir ja ohne euch gehen."

Marie blickte fragend auf den Doktor, der ihr freundlich zunickte.

„Immer lassen Sie die jungen Leutchen laufen. Frau Direktor," sagte er jovial, „sind ja groß genug, werden sich nicht verlaufen, und eine Karte hat der junge Herr ja auch bei sich."

Die Mutter schwankte einen Augenblick.

„Nun meinetwegen," sagte sie dann. „Der Herr Doktor hat recht, ihr seid ja keine Babys mehr; dort links führt euer Weg hinauf, aber seid recht verständig, und Edith," sie nahm die Tochter beiseite, „gib mir ja auf den Jungen acht, er ist so wild heute."

Das junge Mädchen versprach alles, man trennte sich und gleich darauf waren die beiden um die Ecke verschwunden.

Und sie waren wirklich heute wie Füllen, die von der Leine losgelassen waren. Sie haschten und jagten und neckten sich, um dann plötzlich still zu stehen, das herrliche Landschaftsbild in sich aufzunehmen, oder auf das Murmeln einer Quelle, den Ruf eines Vogels zu hören.

Der kurze Weg durch die Schlucht war bald zurückgelegt.

und nun ging es bergan, immer neben dem angelegten Wege, unter Lachen und Jubeln, wie zwei ausgelassene Kinder. Endlich waren sie oben.

„Sieh dich nicht um, Gerring,“ mahnte Edith. „Der Doktor hat es mir noch zuletzt zugerufen, erst wenn wir ganz oben sind, sollen wir uns umblicken.“

Sie standen still und staunten die mächtigen Felsblöcke an, die, einen offenen Bogen bildend, wie ein kolossales Tor erschienen.

„Wie klein kommt man sich dagegen vor, nicht wahr, Gerhard, so unbedeutend, so töricht in seinem Wünschen und Verlangen.“

„Erhaben,“ bekräftigte Gerhard, „einfach erhaben.“

„Aber nun weiter,“ drängte die Schwester, „damit unser Mutting sich nicht ängstigt. Hier herauf geht es, nicht wahr?“ fragte sie einen Kellner, der ihnen begegnete.

„Jawohl, gnädige Frau,“ entgegnete derselbe dienstbeflissen, worüber Edith in ein herzliches Lachen ausbrach, „komm,“ sagte sie, den Bruder nach sich ziehend, „ich kann es gar nicht erwarten.“

Mit krampfhaft gesenkten Lidern hatten sie den Weg über die Brücke zurückgelegt und jetzt hoben sie den Blick und sie drängten sich dicht zusammen und hielten sich aneinander fest, als könnte einer allein den Anblick nicht ertragen.

Die Nebel waren vor der siegreich herniederscheinenden Sonne wie Schatten entflohen, und es war ein wundervoller Tag geworden; deutlich sichtbar erschienen auch die fernsten Bergkuppen bis weit ins Böhmerland hinein. Hier erhob sich der Lilienstein mit seiner tafelförmigen Oberfläche, dort die Festung Königstein, dazwischen das breite, silberne Band des Stromes in seinen zahlreichen Windungen und Krümmungen, der im Sonnenschein funkelte und blitzte, und über dem allen der durchsichtig klare, wolkenlose Himmel in der reinen, tiefen Bläue, wie sie nur den ersten Herbsttagen eigen ist.

Gerhard hatte den Arm um die Schulter der Schwester gelegt und drückte Edith an sich: „Ist es nicht, als wolle das Herz einem zerspringen vor Glück?“ jubelte er. „Ach ich möchte singen, singen,“ er ließ plötzlich den Arm sinken, setzte sich auf einen Stein und verbarg das Gesicht in den Händen.

Edith legte ihm die Hand auf die Schulter: „Was ist dir, Gerring, du, Liebling, sag' doch, ist dir schlecht?“

Der Junge hob den Kopf, ein paar verstörte Augen blickten sie an: „O, ich dachte nur an morgen,“ sagte er gepreßt, „an die endlosen Stunden, an das entsetzliche Einerlei, an das Examen, an den Beruf, in den ich hineingepreßt werden soll,“ er stöhnte wie unter körperlichen Schmerzen, „und da war mir auf einmal, als zögen graue Wolken über alles und es blieb nichts, nichts,“ er schlug sich mit der geballten Faust vor den Kopf, „o der Zwang, der entsetzliche Zwang! keine freie Regung, keine Erholung, nichts, nichts,“ — er schwieg erschöpft einen Moment — „ja, wenn ich den ganzen Tag Musik machen könnte,“ begann er dann leise, in immer steigender Erregung, „o, da würde mir kein Tag zu lang, keine Nacht zu dunkel sein, ach Musik, Musik ist mein Leben,“ er ergriff plötzlich die Hände der Schwester und blickte zu ihr auf. „Iti, sag, glaubst du, daß der Vater mir erlauben wird, Sänger zu werden, es ist mein Herzenswunsch, meines Lebens Sehnsucht . . .“

Die Schwester hatte ihm die Hände entzogen: „Nein, Brüderchen, nein,“ sie schüttelte den Kopf, „den Gedanken schlag dir aus dem Kopf, das erlaubt er nie; Vaters Wunsch ist, daß du die Fabrik übernehmen sollst, die er mit so vieler Mühe in die Höhe gebracht hat, daran ist nicht zu denken,“ wie allen jungen Leuten war es ihr nicht möglich, sich ganz in die Gefühlswelt eines andern und selbst des Geliebtesten hineinzuversetzen, „und das ist doch sehr schön, Musik kannst du ja immer noch machen; und nun steh auf, sieh dort kommt ein Schleppdampfer den Strom herauf, wie das von hier aussieht, wie niedliches Spielzeug, nicht wahr?“

Der Bruder nickte stumm, auch die Schwester verstand ihn nicht, oder wollte sie ihn nur trösten? Jetzt wandte sie sich zu ihm und strich ihm mit der Hand über die brennenden Augen, die so sanft aussahen und in denen doch ein verhaltenes, inneres Feuer zu glimmen schien. „Nur Mut, mein Liebling, immer Mut, kommt Zeit, kommt Rat und jetzt wollen wir lustig sein, das heute ist unser, was morgen kommt, wissen wir ziemlich genau, nicht? Darum weg mit der Kummerfalte,“ sie lächelte ihm zärtlich zu und ging den **Weg den** sie gekommen waren, zurück.

Unten angelangt setzten sie sich auf einen Stein am Wege und zogen die Karte hervor: „Sieh, da gehen zwei Wege nach Rainwiese,“ sagte Gerhard, „welchen wollen wir denn gehen? Weißt du, mir kommt da eine Idee. Geh du den einen, ich gehe den anderen und unten treffen wir uns.“

Die Schwester schüttelte bedenklich den Kopf: „Brüderchen, wenn das nur nicht auf eine Dummheit hinausläuft.“

„Und wenn's das wäre,“ unterbrach der Bruder sie eifrig, „ach Iti, Liebchen,“ er schlang stürmisch den Arm um sie, „laß uns doch einmal dumm sein, ach, das wäre ja eine wahre Glückseligkeit für mich, so recht von Herzen lustig und töricht zu sein, und sieh,“ fuhr er überredend fort, „was könnte denn auch noch passieren, guck dort unten,“ er bezeichnete mit dem Finger auf der Karte die Stelle, „laufen die beiden Wege zusammen, wollen sehen, wer zuerst da ist,“ er bog sich herab und sah ihr bittend in die Augen.

Edith schwieg noch einen Moment überlegend, dann stand sie auf und faltete das Blatt zusammen, „na meinetwegen, dir zu Gefallen, aber etwas Gutes wird's nicht, trau meinem Wort,“ das kam so mütterlich verweisend heraus, daß Gerhard sich vor Lachen gar nicht halten konnte, aber nun, welchen Weg willst du nehmen, willst du zur Rechten, so will ich zur Linken, wie die alte Tante Lot sagte, du weiß doch, von der das Gedicht stammt „Lott ist dod.“

Der Bruder lachte Tränen, „ach Edith, Edith, du bist doch manchmal zu putzig; aber weißt du, ich werde den unteren Weg nehmen, sieh dort hinab geht's, ach, und da ist auch eine Tafel: „Nach Rainwiese“ steht darauf, „na, denn los, nimm du den oberen Weg“, und damit begann er hinabzusteigen.

Edith stand und blickte ihm nach, „lauf nicht zu schnell,“ rief sie hinab, dann warf sie ihm eine Kußhand zu, als er noch einmal lachend den Hut schwenkte: „addio deliciell unica“ sang er mit heller Stimme, dann sah sie ihn nicht mehr, das Dunkel des Waldes hatte sie aufgenommen.

Sie hörte die Töne, die schwächer und schwächer wurden, und urplötzlich kam ihr der Gedanke, daß dort ein Schatz verborgen liege, ein goldiger, der mit seinen Strahlen das Auge blendete; würde ihm nicht vielleicht unheilbarer Schaden zugefügt, wenn er gezwungen würde, ihn zu vergraben? Wie wenn er ein verkommener, verlotterter Mensch wurde, wenn man ihm nahm, was seiner Seele Seligkeit war?“

Das junge Mädchen fuhr sich über die Augen: „Dummes Zeug, was für Gedanken ihr jetzt manchmal kamen; aber natürlich, sie war das Trübsalblasen schon so gewohnt, „schon bald der reine Trauerkloß,“ murmelte sie vor sich hin, dann wandte sie sich zum Gehen.

19. Kapitel.

Die Sonne hatte längst die Mittagshöhe überschritten und brannte heiß auf die Felswand, die schroff zur linken Seite des Weges in die Höhe stieg, rechts senkte sich ein ungeheurer Abhang mit dichten Laubbäumen besetzt, steil zu Tal.

Ediths Füße raschelten im welken Laube, als sie so leichtfüßig vorwärts schritt; ab und zu blieb sie stehen, um sich an ein paar Eidechsen zu erfreuen, die auf einem Stein in der Sonne lagerten und bei dem geringsten Geräusch blitzschnell verschwanden, oder einen Blick in die Ferne zu tun, wo immer die Zweige einen Durchblick gestatteten, die schon wieder begann, sich in blaue, zartgefärbte Schleier zu hüllen.

Der schmale Pfad wand sich um die Felsen herum, ihrer Gestalt folgend, und immer war die nächste Krümmung durch eine Windung, eine vorspringende Felsecke dem Blick entzogen.

Aber ein Vorsprung nach dem andern wurde von ihr überwunden, ein Blick auf die Uhr sagte ihr, daß sie bereits über eine Stunde den Windungen des Steiges folgte und immer noch lag das Ende des Weges nicht vor ihr.

Ihr wurde ängstlich zu Mute, „wie wenn sie sich verirrte, wenn ihr jemand ein Leids antäte.“ Der Laubwald zur Rechten wurde immer dichter, die Bäume älter und stärker belaubt, die Sonnenstrahlen brachen nur spärlich hindurch und ließen ihre zitternden Ringel auf dem grauen Gestein tanzen.

(Fortsetzung folgt.)

Pan Glodowy.

Eine Geschichte aus Masuren von Fritz Skowronnek.

(Nachdruck verboten.)

In Sareyken und Umgegend waren alle Mütter von heiratsfähigen Töchtern empört darüber, daß Pan Glodowy noch immer keine Anstalten traf, sich zu verehelichen. Sie hatten alle Ursache dazu; denn der Heiratskandidat war der reichste Besitzer des Dorfes und ein tüchtiger Wirt, dazu ein flotter, forscher Mann, der in seiner graugrünen Jagdjoppe und den halbhohen Schaftstiefeln mit silbernen Sporen daran so vornehm aussah, wie ein Kavallerieoffizier in Zivil.

Am meisten bekümmerte sich seine Mutter darüber, daß Martin, ihr Einziger, unbeweibt blieb und alle Anspielungen nicht zu bemerken schien. Einmal hatte sie ihm Vorhaltungen gemacht. Und was erwiderte der Lorbaß? Er faßte sie rund um, legte den Kopf an ihre Schulter, als wenn er noch ein Junge von zwölf Jahren wäre, und beteuerte mit gerührter Stimme, er würde jedes Mädchen mit Vergnügen heiraten, das seiner lieben Mutsch an Herzensgüte, Klugheit und Wirtschaftlichkeit gleichkäme. Solch ein Schlingel! Da konnte er lange suchen! Hätte er nur auf Reichtum und Bildung gesehen, dann wäre er schon lange verheiratet gewesen, denn wohlhabende Mädel gab's in der Umgegend genug. Und fast alle waren sie in der Stadt gewesen, um höhere Bildung zu genießen. Fast alle spielten Klavier, einige malten sogar! Seine Mutter hatte diese Art von Bildung nicht genossen. Aber als sie noch klein war, hatte sie mit der Tochter des Pfarrers Uwis Freundschaft geschlossen und war in ihrem Elternhause nicht nur aus- und eingegangen, sondern hatte mit der Freundin gemeinsam alles gelernt, was der biedere Pastor seinem Kinde als kostbares Gut mit auf den Lebensweg geben konnte. Für die Pfarrerstochter hatte diese Art von Bildung hingereicht, einen hohen Beamten zu heiraten und glücklich zu machen. Auch für die Bauerntochter war die Herzensbildung nicht überflüssig gewesen; sie hatte ihr über viele schwere Stunden an der Seite eines heftigen Mannes hinweggeholfen und hatte ihr die Kraft gegeben, den Martin zu einem guten, lieben Menschen zu erziehen. Freilich mit allzuviel Wissen hatte er sich auf der Schule nicht beladen. Wer kann denn auch französische Vokabeln pauken, wenn er an die glatten Fohlen daheim denken muß und der Verkauf einer Remonte ihm wichtiger dünkt, als alle deutschen Aufsätze! Etwas leichtsinnig war Martin veranlagt. Das steht fest, denn er wollte durchaus bei den Kürassieren in Königsberg sein Jahr abdienen, und nur der feste Wille der Mutter vereitelte diesen Vorsatz. Und noch eine andere Folge zeitigte die Soldatenzeit: Martin fand Geschmack an der Großstadt. Wenigstens schien es der Mutter so, weil sie keine andere Erklärung dafür hatte, daß er in jedem Monat einmal auf drei Tage nach Königsberg fuhr. Die Jugendfreundin, der sie brieflich ihr Herzeleid klagte, hatte gemeint, Martin werde dort wohl ein Liebchen haben, was auch als Erklärung für seine Abneigung gegen die Ehe dienen könne. Als Frau Glodowy diese Zeilen las, fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Drei Tage ging sie um ihren Sohn herum, wie die Katze um den heißen Brei — wenn der Vergleich nicht zu despektierlich klingt —, bis sie ihm eines Abends mit Tränen in den Augen um den Hals fiel, um ihn liebevoll zu schelten, daß er nicht das Vertrauen gehabt, ihr von der Braut in Königsberg zu erzählen. Etwas betreten schüttelte Martin den Kopf: „Liebste Mutsch, ich habe wirklich keine Braut in Königsberg.“ „Mein Jungchen, sag mir doch die Wahrheit! Wenn das Mädchen auch arm ist, schadet nichts. Du brauchst doch auf Geld nicht zu sehen. Und eine schlechte Margell wirst dir nicht ausgesucht haben.“ Darauf hattet Martin zuerst nichts erwidert, sondern den Kopf in die Hand gestützt und sich die Stirn gerieben, wie einer, der mit sich selbst nicht ins Reine kommen kann. Und es klang etwas gequält, als er antwortete: „Ich weiß nicht, wie du auf solche Gedanken kommen kannst. Und ich sage dir nochmals: ich habe keine Braut in Königsberg.“ Kopfschüttelnd hatte die Mutter den Rückzug angetreten. Ihr feines Ohr glaubte zu hören, daß der Sohn das Wort: „Braut“ beide Male etwas mehr betont hatte, als nötig. Also keine Braut, sondern ein „Liebchen“, wie die welterfahrene Jugendfreundin geschrieben hatte. Ihrem einfachen Sinn schien es unfaßbar, daß ein Mann ein Mädchen lieben konnte, das er nicht zu heiraten dachte! Auf jeden Fall lag aber hier das Hindernis, das hinweggeräumt werden mußte. Sonst blieb Martin ein Einspänner, das alte Geschlecht der Glodowy starb mit ihm aus, und das stattliche Bauerngut ging an entfernte Verwandte über. Sie wollte ihm auf den Kopf zusagen, daß eine Liebschaft in Königsberg ihn vom Heiraten abhalte. Es war ihr sehr schwer gefallen, aber sie hatte sich schließlich überwunden. Und sie sah ganz genau, daß Martin zusammenzuckte, als sie so ganz unvermittelt zu sprechen begann. Aber sie ließ nicht locker.

„Mein Kind, weshalb bist du nicht offen zu mir? Hast du kein Vertrauen zu mir?“ Innerlich mußte Martin bei dieser Frage lächeln. Aber er bezwang sich und antwortete verständig: „Beste, liebste Mutter! So lange du im Hause bist, will ich wirklich nicht heiraten.“ „Du vergißt, mein Sohn, daß ich vierzig Jahre nicht zum Ausruhen gekommen bin. Ich habe genug gearbeitet in meinem Leben und möchte jetzt meine Hände in den Schoß legen. Das geht aber nicht eher, als bis du mir eine Tochter ins Haus bringst.“ Statt zu antworten, hatte Martin ihre Hände geküßt und gestreichelt. Weicher, fast gerührt, fuhr sie fort: „Ich möchte doch noch einen Enkel auf meinen Armen tragen, ehe ich die Augen zumache, einen Erbsohn der Glodowys. Sag mal, mein Sohn, weshalb kannst du das Mädchen nicht heiraten? Du liebst sie doch, sonst würd'st nicht immer zu ihr fahren!“

Martin war aufgesprungen und ging ruhelos in der Stube auf und ab. Endlich blieb er stehen: „Mutter! Laß mir noch ein Jahr Zeit. Dann heirate ich das Mädel, das du mir zuführst.“ Am nächsten Tage fuhr Pan Glodowy wieder nach Königsberg. Von der Mutter hatte er nicht, wie sonst, Abschied genommen. Er schämte sich ein klein wenig. Als er wiederkam, fand die Mutter in der Tasche seines Mantels einen zerknitterten Zettel, augenscheinlich die Rechnung des Gasthofes, in dem er gewohnt hatte. Am Nachmittag sprach sie auf dem Hof einen Knecht an. Er trug noch als Erinnerung an seine Militärzeit die Soldatenmütze. „Kuba, was ist das für ein Gasthaus von Korweg in der Kalthöfschen Straße? Kennst du es?“ „Ach ja, Frau Wohltäterin! Da wohnen immer Einjährige von der Infanterie.“ „Ist auch eine Kneipe in dem Hause?“ „Aber ja doch! Große Kneipe mit drei, vier hübschen Margellen. Weshalb fragen Frau Wohltäterin?“ „Geht dich das was an, du Lorbaß?“ Verwundert sah der Knecht seiner Herrin nach, die ihn so kurz abgefertigt hatte. Frau Glodowy aber ging in den nächsten Tagen sehr nachdenklich herum. War die Liebste ihres Martin wirklich eine Kellnerin? Da wäre es doch angebracht, mit ihm ein ernstes Wort darüber zu sprechen. Wer weiß, was für eine abgefeimte Person das war, die ihn für sich eingenommen hatte. Noch an demselben Abend überfiel sie ihren Sohn mit der Frage, ob er eine Schankmamsell zur Liebsten hätte. Martin wechselte im Augenblick die Farbe, antwortete aber sofort: „Ja, Mutter, und es ist gut, daß du danach fragst, denn ich wollte es dir selbst sagen. Ich will und kann von dem Mädchen nicht lassen. Das, mit der Frist von einem Jahr ist Unsinn, das habe ich so hingesagt.“ Die Mutter hob, wie abwehrend, die Hand. „Brauchst nicht so heftig zu sprechen, mein Sohn. Du bist Herr im Hause und alt genug, um ohne meine Einwilligung heiraten zu können. Vielleicht bist du noch nicht klug genug, um zu wissen, daß man kein Mädchen heiraten kann, dessen man sich nachher zu schämen hat. Ich heirate sie ja nicht, aber du. Und das Leben ist manchmal lang!“ „Mutter, die Lise ist ein anständiges Mädchen, sie hängt nur an mir . . .“ Die alte Frau zuckte die Achseln. „Das kann ich nicht beurteilen, denn ich kenne sie nicht. Drum sag ich dir noch einmal: du bist alt genug, um zu wissen, was du tust.“

Vergeblich wartete die Mutter acht Tage, vierzehn Tage; Martin fuhr nicht nach Königsberg. Hatte ihre Ermahnung auf ihn solchen Eindruck gemacht? Daß er sichtbarlich mit sich kämpfte, beschleunigte den Entschluß, der in diesen Tagen in ihr aufgestiegen war. Eines Tages holte sie ihren Reisepelz und das beste Kleid aus der Truhe und bat Martin für den folgenden Morgen um den Schlitten zur Bahn. Sie wolle zu ihrer Halbschwester nach Schwiddern fahren, der sie schon lange einen Besuch versprochen habe.

(Schluß folgt.)

FÜR UNSERE JUGEND

Für das Gute jederzeit
Sei mit Hand und Herz bereit!
Laß des Schönen goldnen Schein
In die Seele tief hinein!
Gründlich hasse, was da schlecht!
Streite kühn für Wahrheit, Recht!

Der Schein trügt.

Der berühmte Benjamin Franklin war einmal Passagier eines Schiffes, das den Delaware hinabfuhr. Nach der Flut war völlige Windstille eingetreten und man mußte Anker werfen, um das folgende Steigen des Flusses abzuwarten. Die Hitze auf dem Schiffe war unerträglich. Von den Mitreisenden kannte er niemand, ihre Gesellschaft gefiel ihm nicht. Nahe dem Ufer glaubte ich, so erzählt Franklin selbst, eine schöne grüne Fläche zu bemerken, aus deren Mitte sich ein großer, schattenspendender Baum erhob. Sofort malte ich mir in glänzenden Farben aus, wie angenehm es sein müsse, unter den kühlungspendenden Zweigen einige Stunden mit Lesen zu verbringen. Auf meine Bitte befahl der freundliche Kapitän einem Matrosen, mich in einem kleinen Boote an das Ufer zu rudern. Wie groß aber war meine Enttäuschung, als ich ans Land trat! Der größte Teil meiner schönen Wiese war in Wirklichkeit ein Sumpf; beim Durchschreiten desselben sank ich bis über die Kniee in den Schlamm und von allen Seiten fielen Tausende von Moskitos über mich her, meine Füße, meine Hände und mein Gesicht so jämmerlich zuzurichten, daß es mir unmöglich war, hier länger zu bleiben. — Seit dieser Zeit habe ich öfter ähnliches erlebt und lasse mich nicht mehr so leicht durch den glänzenden Außenschein einer Sache betrügen.

Anno dazumal

Kostbares Spielzeug. Das teuerste Spielzeug, das jemals ein Kind besessen, waren wohl die silbernen Soldaten, die Ludwig XIV. als Knabe erhielt, um die Kriegskunst zu erlernen. Diese Liliputanerarmee bestand aus 20 Schwadronen Reitern und 10 Abteilungen Fußvolk. Das waren die ersten Truppen, die Ludwig in den Tagen seiner Jugend befehligte. In Pariser Archiven finden sich noch die Rechnungen des Bildhauers Cissey vor, der diese silbernen Soldaten hergestellt hatte; darnach waren dem Künstler dafür einmal 10 000, dann 9000 und zuletzt noch 6000 Livres gezahlt worden, für jene Zeit also eine erhebliche Summe. Später wanderten diese kostbaren Soldaten in die Münze, wo sie eingeschmolzen und zu Geld ausgeprägt wurden, um einen Teil der Unterhaltungskosten für wirkliche Soldaten zu decken.

Dienstboten-Korrespondenz. Die chinesischen Dienstboten in Kalifornien machen sich gegenseitig durch Inschriften an Küchengegenständen, an den Wänden rc. mit den Unannehmlichkeiten des Dienstes in den von ihnen verlassenen Häusern bekannt. Ein Herr in San Francisco hatte einen neuen chinesischen Koch angestellt; doch kaum hatte dieser die Küche betreten und einige Gegenstände angesehen, als er auch schon wieder Kehrt machte und davoneilte. Derr Herr folgte ihm und fragte dann, als er den Flüchtling eingeholt hatte, warum er seinen Dienst nicht antrete. „Ich nicht hier bleiben," antwortete der Langzopf. „Frau böse Junge — ganzen Tag Arbeit — keinen Lohn zahlen — ich gehen."

Scharfrichterhumor. Bei der Hinrichtung der Störtebeckerschen Seeräuber (1702) soll, wie die Chronik berichtet, der Hamburger Scharfrichter Rosenfeld mit seinen geschnürten Schuhen bis über die Knöchel im Blute gewatet sein, worüber ihm der anwesende Rat der Stadt „sein Bedauern ausgesprochen". Der rohe Gesell aber habe lachend erwidert, daß er sich noch kräftig genug fühle, um augenblicks dem gesamten hochweisen Rate die Köpfe vor die Füße zu legen — welches ihm freilich die Herren „übel vermerket!"

Für Geist und Gemüt.

Freude schweift in die Welt hinaus,
Bricht jede Frucht und kostet jeden Wein.
Riefe dich nicht das Leid zu Haus,
Du kehrtest nimmer bei dir selber ein.

*

In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knieen
Vor einem Göttlichen, das sie empor soll ziehen;
Verachte keinen Brauch und keine Fleh'geberde,
Womit ein armes Herz emporringt von der Erde.

Am Toilettentisch

Die Pflege der Fingernägel. Die Reinigung des Körpers darf vor den Nägeln nicht Halt machen: daher bildet bei der Morgentoilette die Nagelbürste ein unentbehrliches Erfordernis. Durch die üble Angewohnheit des Nägelkauens leiden die obersten Fingerglieder ungemein und nehmen eine plumpe Gestalt an. Kindern verleide man die Neigung dazu von vornherein durch Umwickeln der Hände oder Bestreichen der Fingerspitzen mit einer Mischung von 1 Teil Bernsteinöl auf 20 Teile Quassiatinktur. Das rechte Nägelschneiden will auch gelernt sein. Der Schnitt sei kein runder, sondern ein gradliniger; durch das starke Abkneifen der Ränder entsteht das fatale Nageleinwachsen. Man trage vom Nagel gerade so viel ab, daß er nicht hinter dem Fingerende zurücksteht, aber auch nicht darüber hervorragt. Mitunter bekommen die Nägel Längs- und Querstreifen, welche ihre Glätte und rosige Farbe beeinträchtigen. Man glättet die Unebenheiten durch Putzen mit einem beliebigen Polierpulver. Einen sonst schönen Finger sieht man nicht selten dadurch verunziert, daß das die Nagelwurzel bedeckende Häutchen sich zu stark verlängert, das weiße „Möndchen" am Nagel bedeckt und Risse und Spalten bekommt. Solche Unebenheiten beschneide man mit einem Messerchen, wodurch man auch entstehende Neidnägel beseitigen kann. Das vordringende Häutchen dränge man mit einem kleinen Falzbein zurück. Die unangenehme Erscheinung des Neidnagels entsteht außerdem meistens durch Absplittern eines Längsstückchens vom Nagel. Man beseitigt das lästige und schmerzhafte Uebel durch vollständiges Abschneiden des Splitters dicht an der Wurzel, und Waschung der Wunde mit Karbollösung.

Die praktische Hausfrau

Verwendung von Chlor. Blütenweiße Tischplatten und weißes Holzgeschirr pflegen als eine besondere Zierde der hübschen Küche der ganze Stolz der Hausfrau zu sein und nichts trübt ihre gute Laune mehr, als wenn diese Sachen trüb und gelb aussehen. Es gibt nun ein vortreffliches einfaches Mittel dies weiße Aussehen zu erreichen, indem man die Sachen mit Chlorkalk scheuern läßt. Die Gegenstände, welche für Speisen gebraucht werden, wie Löffel, Schinkenteller, Brettchen usw. tut man gut nach dem Scheuern zehn Minuten in kochendes Wasser zu legen und dies einmal zu erneuern. — Auch glasierte Töpfe, die im Laufe der Zeit ihre innere weiße Glasur eingebüßt haben und dunkel geworden sind, kann man wie neu durch Auskochen mit Chlorkalk herstellen. Man läßt in ihnen ebenfalls nach dem Scheuern nur reines Wasser eine Weile kochen, um sie wieder vom Chlorgeruch zu befreien.

Unsere Kleinen.

Auge um Auge. Mutter, nachdem sie den älteren Buben gezüchtigt hat, weil er den jüngeren Bruder schlug: „Weißt du nun, weshalb es Schläge gab?" Alex: „Ja, weil ich Gustav geschlagen hab'. Aber wer schlägt dich nun, weil du mich geschlagen hast?"

Die kluge Anna. Mutter: „Nun schlafe wohl, mein Kind, ich muß jetzt zum Papa!" Die kleine Anna: „O, bleib bei mir, Mama, ich fürchte mich allein!" — Mama: „Sei doch nicht so töricht, Anna, es ist ja der liebe Gott bei dir!" — Anna: „Nun, so schicke doch den lieben Gott zum Papa, und bleib du bei mir."

Auflösung aus voriger Nummer:
Gelegenheit — Verlegenheit.